

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

21. (14. außerordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

blies das Instrument vor und zeigte, welchen Reichtum von Tönen man darauf hervorzaubern kann. Neben diesen wurden noch zwei weitere Instrumente in Nachbildungen vorgezeigt, nämlich eine Krotta und zwei Harfen. Das erstere ist eine Zither und das Original wurde in einem Alemannengrab des Schwarzwaldes, das ins 5. oder 6. Jahrhundert gehört, gefunden. Von den beiden Harfen ist die eine eine Nachbildung eines Instruments aus der Zeit Karls des Großen und die zweite aus der Zeit der Minnesänger. (Ueber die Entwicklungsgeschichte des heutigen Klaviers vergleiche Brandenburgia IX. 1910/11 S. 418 fl.)

Den Beschluß der Vorführungen machte die Glasharmonika, die nach den Angaben Franklins erbaut worden ist und die aus einer Reihe von Glaslocken besteht.

21. (14. außerordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 22. Februar 1914, 11 Uhr, im Königlichen Rauch-Museum. (Neue Friedrich-Str. 83 resp. Kloster-Str. 76.)

Der erste Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, begrüßt die Erschienenen und dankt dem Vorsteher des Museums, Herrn Professor Mackowski, für die Erlaubnis einer Besichtigung zu einer ungewöhnlichen Zeit.

Darauf hält Herr Professor Dr. Georg Galland einen freien Vortrag, dessen Hauptinhalt durch die folgenden Sätze wiedergegeben wird:

Als im vorigen Jahre die Erinnerung an die Befreiungskriege festlich begangen wurde, konnte es aufgefallen sein, daß des großen Meisters Chr. Dan. Rauch nicht rühmender gedacht wurde. War er es doch, der als Bildhauer den Helden jener Kämpfe die kongeniale Gestaltung lieh, in Bildwerken von monumentalem Ausdruck, in denen die volkstümlichen Züge der großen Männer für die Nachwelt erhalten sind. Das Genie dieses Künstlers hatte sich aus bescheidensten Anfängen unter erschwerten Verhältnissen emporgearbeitet. Nachdem er eine mehrjährige Lehrzeit in Arolsen, wo er als Sohn eines Kammerdieners 1777 geboren wurde, und in Kassel bei Prof. Rühl hinter sich gehabt, zwang ihn, zwanzigjährig, die Sorge um die des Ernährers beraubte Familie, eine Stellung im untergeordneten Hofdienst in Potsdam anzunehmen, die ihm zum Glück Muße zur Fortsetzung seiner Studien an der Berliner Akademie unter G. Schadow ließ. Letzterer beargwöhnte ihn zunächst als Dilettanten, übertrug ihm aber später, als er sich von dem Ernst des Schülers überzeugte, die Ausführung eines großen Reliefs im Friedrich Wilhelms-Institute nach seiner Skizze. Als dem jungen Künstler endlich die Entlassung aus dem kgl. Kammerdienste gelang, konnte er mit einer bewilligten Pension als Begleiter eines Grafen Italien und Rom (1804) aufsuchen. Vorher schuf er noch die reizvolle Büste der Königin Luise,

deren Marmorausführung im Hohenzollern-Museum zu sehen ist. In Rom förderten ihn besonders das Vorbild Canovas und Thorwaldsens, die auf der Höhe ihres Schaffens standen, die Schriften Zoëgas und Welckers über die Antike, neben den vielseitigen Anregungen im Hause des preußischen Ministerresidenten Wilhelm von Humboldts. Zahlreiche Büsten, Kopien von Antiken, die Skulpturen „Jason“ und „Mars und Venus“ (Tegel) gehören u. a. dieser Frühepoche an, die mit dem Auftrag eines Grabmals für die Königin Luise in dem von Gentz gebauten Mausoleum zu Charlottenburg abschloß. Mit dieser berühmten Graberschöpfung, die er in Berlin modellierte, sodann in Carrara und Rom in Marmor übertrug, leitete er die Reihe zeitgeschichtlicher Plastiken ein. In diesem verklärten Steinbilde der königlichen Dulderin hat er der Nation gleichsam ein Symbol der geistigen und sittlichen Wiedergeburt Preußens geschenkt.

In der Zwischenzeit konnte Rauch auch die folgenreiche Verbindung mit dem kunstsinnigen Kronprinzen Ludwig von Bayern schließen, der damals (u. a. Unternehmungen) die Walhalla bei Regensburg durch Klenze erbauen ließ und die Sammlung der Glyptothek in München unter Heranziehung des preußischen Hofbildhauers vorbereitete. Rauchs Blücherbüste von 1815, nach dem Leben modelliert, war mit mehreren Künstlerportraits von ihm für die Walhalla bestimmt. Ihr schlossen sich in Berlin die Statuen der Helden der Befreiungskriege Scharnhorst und Bülow an, die der von Schinkel errichteten neuen Königswache einen angemessenen plastischen Rahmen gaben. Dabei wurde der Gegensatz des Taktikers und des Strategen in geistvoller Weise zum Ausdruck gebracht, zugleich die Kostümfrage für derartige Monumente von Rauch hier schon gelöst, indem er an der Uniform zwar festhielt, ihre Wirkung aber durch einen am Rücken und gewöhnlich auch der linken Schulter herabwallenden Mantel modifizierte. Rauch fußte dabei, entgegen dem Standpunkt Thorwaldsens, auf der von Tassaert und G. Schadow begründeten Tradition. Aber während letzterer in seinem heroisierten Rostocker Blücherstandbilde, durch Goethes Rat irrig geworden, den eigenen Prinzipien schließlich untreu wurde, löste Rauch für Berlin und Breslau die Blücherdenkmalsfrage im früheren Geiste Schadows. Er knüpfte an das im Volke lebendige Bild des „Marschall Vorwärts“, der im Berliner Werke, den Krummsäbel in der Rechten, das linke Bein auf einer eroberten Haubitze, gleichsam an der Spitze einer Truppe stehend gedacht ist, während er in Breslau, noch temperamentvoller aufgefaßt, der Truppe kühn voranschreitet. Seine antiken Empfindungen pflegte der Künstler stärker in den Reliefs der Denkmals-Postamente zum Ausdruck zu bringen.

Werkstatt und Wohnung Rauchs wurde damals das alte Lagerhaus an der Klosterstraße. Diese einst „das Hohe Haus“ genannte Anlage

aus dem Mittelalter hatte bis zum 18. Jahrhundert als markgräfliche Residenz, Sitz des Gouverneurs, Ritterakademie usw. gedient. Sie wurde nun das räumliche Zentrum der betriebsamen Rauchschule und ist heute das Rauchmuseum. Hier entstanden zunächst u. a. die Denkmäler Friedrich Wilhelms I. für Gumbinnen, des Königs Max Joseph für München, des Waisenvaters Franke für Halle, das feinempfundene Grabmal der kleinen Prinzessin Elisabeth von Hessen-Darmstadt und ca. 50 Büsten namhafter Personen. Diese kraftraubenden Anstrengungen im Dienste der Portraitplastik löste Wünsche nach Werken reinen Phantasieschaffens aus: eine Sehnsucht, die nur z. Teil in den beiden weiblichen Genien Rauchs am gotischen Kreuzbergdenkmal „Paris“ und „Belle Alliance“ und in mehreren lieblichen Kinderfiguren Befriedigung fand. Sogar der romantischen Richtung glaubte er damals einen gewissen Tribut schuldig zu sein, als ihn die Gruppe der mittelalterlichen Polenkönige „Miecyslaw und Boleslaw“ für den Dom zu Posen beschäftigte. Seine epochale Hauptleistung dieser Jahre aber repräsentieren die sechs herrlichen Viktorien für die Walhalla, die solchen Beifall fanden, daß aus diesen Idealgestalten, in denen der antike Nikebegriff mit deutscher Empfindung durchtränkt ist, noch eine weitere Zahl von Ruhmesgöttinnen von ihm selbst und seinen Schülern abgeleitet wurde. Nicht wenige seiner Phantasiegestalten stehen uns hier als Entwurfsskizzen gegenüber.

Neue Denkmalsaufträge drängten wieder zur Konzentration seiner Kraft. Das Frankfurter Goetheprojekt hatte, ungeachtet des Dichters Beifall, zu keinem Resultat geführt. Auch mit seiner antikisierten Behandlung der Goethe-Schiller-Gruppe für Weimar, die später seinem Lieblingsschüler Rietschel übertragen wurde, konnte er nicht die Zustimmung der maßgebenden Faktoren finden. Um so erfreulicher war bei der Dürerstatue in Nürnberg, dem ersten deutschen Nationaldenkmal, das einem Manne aus dem Volke galt, die allgemeine Zustimmung. Auch daß dieser Erzguß durch Burgschmiet in Nürnberg so ausgezeichnet geriet, ist wohl zugleich Rauchs Verdienst, wenn man seine vorausgegangenen Anstrengungen zur Wiederbelebung des Kunstgußes und sein erfolgreiches Zusammenwirken mit Stiglmaier in München, mit Hopfgarten und Fischer in Berlin und Friebel in Lauchhammer in Erwägung zieht.

Nächst Dürer ragen aus seiner letzten Schaffenszeit — um nur das Wichtigste zu nennen — die charaktervollen Gestalten Kants in Königsberg i. Pr., Thaers in Berlin hervor, und die beiden neben Blücher am Opernplatze daselbst aufgerichteten Statuen von Gneisenau und York, der mit dem Ausdruck der Entschlossenheit ein echtes Bild seiner heroischen Epoche gibt. Die Auffassung von Gneisenau, der ganz Aktion ist, widerspricht seinem statuarischen Altersstil und beweist einen Eingriff von Oben in seine künstlerische Entschließung. Wie denn auch

die Entwürfe seines Friedrichs-Denkmal, ehe sie, unter dem Nachfolger Friedrich Wilhelms III., zum ausgeführten maßvollen Monumente reiften, ohne seine Schuld, u. a. jene Übertreibungen mit Trajanssäulen- und Quadrigamotiven zu Tage förderten... Der Vortragende entließ seine zahlreichen Hörer und Hörerinnen mit dem Wunsche, daß sich das Rauchmuseum in Zukunft, gemäß dem vom Meister selbst bei Lebzeiten geäußerten Plane zu einer Modellsammlung der älteren Berliner Bildhauerschule seit Schlüter, entwickeln möge.

Kleine Mitteilungen.

Pilzkunde. Alle Jahre zur Zeit der Pilzernte lesen wir mit Bedauern von Vergiftungsfällen ernstlichster Art in unserer Gegend und allemal wird alsdann der Ruf nach Belehrung über schädliche und unschädliche Pilze besonders in Berlin und Umgegend laut. Wir haben wiederholentlich deshalb Pilzausflüge mit der Nachfolgerin unseres pilzkundigen Mitgliedes, Fräulein Freytag, d. i. mit Frau Berta George unternommen, und es wäre wünschenswert, dergl. Exkursionen für angewandte Botanik wieder einmal auszuführen. Inzwischen teilen wir aus dem Teltower Kreisblatt vom 16. September 1913 Nachfolgendes mit, das unser Mitglied Herr Pfarrer Wolfram in Nackel, Kreis Ruppin, zur gemeinnützigen Belehrung des Publikums verfaßt hat.

„Schon seit Jahren lockten uns die Pilzreichtümer unseres sonst so bescheidenen Märkischen Kiefernforstes. Aber über die Verwertung der Pfifferlinge und allenfalls noch der Steinpilze kam schließlich niemand hinaus, trotzdem wir uns an der Hand von Pilzbüchern und Pilztafeln redliche Mühe gaben, uns eine größere Kenntnis von den einzelnen Sorten anzueignen. Immer wieder sorgten die alljährlich mit gewisser Regelmäßigkeit auftretenden Nachrichten über Vergiftungen ganzer Familien durch Pilzgenuß dafür, daß wir schreckenbleich jeden Pilz mit Füßen traten, der sich nicht zweifellos als Pfifferling auswies oder nicht genau so gefärbt war, wie er gedruckt im Buche als Steinpilz abgebildet stand. In diesem Jahre war es nun besonders ärgerlich, daß die Ernte der leckeren Pfifferlinge so gut wie völlig versagte. Endlich erschienen nach dem Regen vor 8 Tagen hier die ersten Steinpilze, nicht allzureichlich, aber doch nun gerade in Gemeinschaft vieler junger und kraftstrotzender anderer Pilzarten, die wieder den Wunsch rege machten, eine sichere Kenntnis zu bekommen über das, was von ihnen giftig und unschädlich, schmackhaft und wertlos ist.

Dank unsrer Beziehung zur „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde zu Berlin, deren Mitglied unser Jünglings-Verein seit 1901 bereits ist, ist unser Wunsch in einer halben Woche jetzt erfüllt worden zu unserer aller größten Freude. Die Sache ist an sich sehr einfach: Alles kommt auf persönliche, unmittelbare Anschauung und auf einen Lehrmeister an, der sich freundlich und geduldig der Mühe unterzieht, jeden Pilz, den seine Schüler im Walde bringen, zu prüfen, und immer wieder an Ort und Stelle seinen Namen, seine charakteristischen Eigenschaften, seinen wirtschaft-

lichen Wert und Unwert einzuprägen. Was ein ganzes Bücherstudium nicht fertig bringt, leisten einige hintereinander durchgeführte Ausflüge. Durch die lebenswürdige Vermittlung des Vorsitzenden der Brandenburgia, Herrn Geheimrates E. Friedel, besuchte uns, kaum daß unser Wunsch ihr zu Gehör gekommen war, um sofort das augenblicklich günstige Wetter mitzunehmen, Frau Berta George, deren Namen vielen Pilzfreunden bereits rühmlich bekannt ist. Wir sind ihr zu großem Danke verpflichtet. Unermüdlich hat sie die Ausflüge unsrer älteren Schulkinder, unsrer Jungfrauen und Familien geleitet und uns nicht nur viele wertvolle neue Pilzarten kennen gelehrt sondern nun auch sofort ihre sachgemäße Zubereitung. Daß letztere ebenso wichtig ist, wie die genaue Kenntnis, liegt auf der Hand. So war es denn ein äußerst vergnügter Abend, als Frau Bertha George mit unseren Jungfrauen aus Nackel und Laesikow für die Mitglieder unsres Frauenvereins im Gemeindesaale zum Schluß ein Pilzessen veranstaltete, bei dem man sich an Suppe, Braten und Gemüse, alles lediglich aus den gesammelten Pilzen mit den allereinfachsten häuslichen Zutaten und Gewürzen hergestellt, erlaben und erkennen konnte, wie viel wertvolle, schmackhafte und gesunde Nahrungsmittel wir bisher aus Unkenntnis geradezu mit Füßen getreten haben. Daß Frau George aus ihrer gemeinnützigen Lehrtätigkeit kein Gewerbe macht, geht schon daraus hervor, daß sie im Selbstverlage — Berlin-Friedenau, Rheinstr. 6/7, Gartenhaus — ein Kochbüchlein über die „einfachste und praktische Zubereitungsart der eßbaren Pilze“ herausgegeben hat, das ganze 20 Pfennige kostet und dabei lediglich von ihr selbst erprobte und erfundene Gerichte und Ratschläge allgemeiner Art verbreitet.

Es gibt, wie die jährlich wiederkehrenden Todesfälle beweisen, kein anderes Mittel gegen Pilzgift als die genaue Kenntnis der so äußerst wenigen Giftpilze. Durch eigene Anschauung eignet sich jeder diese völlig sicher an. Möge Frau George noch recht viel fröhliche und dankbare Schüler finden.*

Im Anschluß hieran veröffentlichen wir einen kurzen Bericht über dasselbe Thema nach einem Vortrag, den Herr Professor Dr. Lindau am 17. September im Garten und Museum des K. Botanischen Gartens zu Dahlem unter dem Titel: „Eßbare und giftige Pilze“ hielt, wobei Belagsexemplare vorgezeigt wurden. In seiner Einleitung wies der Vortragende darauf hin, daß es bei uns nur wenige giftige Pilze gebe, daß allerdings auch der Pilzreichtum nicht allzu groß sei und besonders im Grunewald sehr abgenommen habe. Pilzgerichte erfreuen sich im allgemeinen großer Beliebtheit, wollte man aber ihren Wert als Nahrung lediglich nach der chemischen Analyse beurteilen, so würde er als sehr geringfügig zu bezeichnen sein. So hat der Champignon 90 Prozent Wasser, 5 Prozent Eiweiß, 4 Prozent Kohlenhydrate und 1 Prozent Fett usw. Verglichen beispielsweise mit Rindfleisch, ergebe der Nährwert, gemessen an dem Wärmeeffekte pro Pfund bei Rindfleisch 720 Kalorien, beim Champignon nur 131 Kalorien. Die Pilze würden demnach kein besonders ergibiges Nahrungsmittel bilden, aber Zahlen haben in solchen Fällen immer nur bedingten Wert, denn der Rohgenuß der Pilze scheidet aus, und Zubereitung, Zutat sowie Geschmack entscheiden zu ihren Gunsten. In eingehender Weise gab der Vortragende

die einzelnen Arten von Pilzen an und ging sodann zum Kernpunkt seiner Ausführungen, der Unterscheidung zwischen giftigen und eßbaren Pilzen über. Die einheimischen Hauptarten beider Gattungen lagen vor, und aus den Betrachtungen des Vortragenden über die verschiedenen Gruppen der Pilze ergab sich, daß oft Pilzarten zu Unrecht eine Giftigkeit untergeschoben wird. Interessant war seine Beobachtung, daß gewisse Pilzsorten, die in unserer Gegend unbedingt giftig wirken, wie beispielsweise der Fliegenpilz mit ihrem Vorschreiten nach dem Osten an Giftigkeit verlieren. So wird der Fliegenpilz beispielsweise in Polen und Rußland ohne Schaden genossen, während er noch weiter östlich, in Sibirien, wiederum an Giftigkeit zuzunehmen scheint. Selbstverständlich sei bei der Auswahl der Pilze zu Nahrungszwecken die größte Vorsicht geboten. Erstes Haupterfordernis sei natürlich die Kenntnis der unzweifelhaft als giftig zu bezeichnenden Arten; man nehme ferner nie Pilze, die man nicht kennt. Ohne weiteres genießbar seien Keul- und Stachelpilze, alle unterirdischen Pilze (Trüffelarten), Morcheln, sofern sie frisch zubereitet und abgekocht sind. Von den Lamellenpilzen müssen alle gemieden werden, die hochrote Färbung, von Milchlingen die, die weiße und scharfschmeckende Milch haben. Aus der Amanitagruppe, zu der auch der Fliegenpilz gehört, sei besonders noch vor dem Knollenblätterpilz zu warnen, der in seiner Jugend häufig zu Verwechslung mit dem Champignon führe. Das Unterscheidungsmerkmal ist hier für Champignon schwarze, für den Knollenblätterpilz weiße Sporen. Der Knollenblätterpilz sei insofern besonders gefährlich, als sich Vergiftungserscheinungen nach seinem Genuß erst sehr spät, — oft 12 Stunden nach der Mahlzeit — zeigen.

Der Schriftsteller Eugen Stangen brachte (im Berl. Lok. Anz. vom 21. Sept. 1913) einen Aufsatz, betitelt „das Pilzweibe“. Am Schluß äußerte der Verf. sich wie folgt: „Gibt es etwas Delizioseres und dabei Nahrhafteres als Pilze? Das Untrügliche aber zum Erkennen edler Pilze ist — das Pilzweibe. Sucht nicht selber Pilze, sondern kauft vom Pilzweibe! Auf dieses kann man sich verlassen. Es gibt einen rotkappigen Pilz, dem man die Haut abziehen muß, weil hier die Haut giftig ist. Das Pilzweibe bringt solche Pilze gleich abgezogen. So brachte sie mir mal auch, als ich noch auf dem Lande lebte, mir völlig unbekannt Pilze, die recht „knatschig“ und unansehnlich waren. Als ich Verdacht äußerte, empörte sich das Pilzweibe; das seien gerade die besten Pilze, behauptete sie, die die kräftigste Suppe gäben. Ich kaufte sie, kochte sie, aß sie — und lebe heute noch.“

Ich kenne viele Pilze und sammle sie, wenn ich sie auf einsamen Waldwegen finde; aber welchen Pilz ich nie selbst sammle und keinem zu sammeln raten würde, das ist der Reizker. Der Blutreizker wie der gelbe bzw. grüne Reizker marschieren als Suppenpilze an der Spitze. Ich kenne keine Suppe, die wundersamer schmeckte als eine Reizkersuppe. Nicht die kräftigste Fleischsuppe mit allen Schikanen kommt ihr gleich. Reizkersuppe ist der Suppen Königin! Man denke, wenn man solche Köstlichkeit als „Sudwasser“ fortgießen sollte. Pilze sind als Volksnahrung leider immer noch viel zu wenig gewürdigt. Aber Reizker würde ich nie selbst suchen, weil es zu täuschend ähnliche, giftige Pilze gibt. Aus diesem Dilemma kann einzig und allein das nie sich irrende, verlässliche, sichere, untrügliche

Auge des Pilzweibele helfen. Es ist die eigenartigste Erscheinung der heutigen Frauenberufe, verhutzt, knusperhexenhaft wie einem Grimmschen Märchen entsprungen und doch klaräugig, regsam, untrüglich in ihrer Wissenschaft. Darum lasse ich nichts kommen auf das „Pilzweibele!“

Möchten auch diese anerkennenden Zeilen von unseren pilzliebenden und pilzsuchenden Mitgliedern bestens beherzigt werden. E. Friedel.

Hauslaub findet sich in Werder a. d. Havel: 1. auf dem Dach eines Häuschens auf dem Hofe des Schuhmachers Hintze an der Ecke der Fischer- und Pfarrgartenstraße, 2. auf 2 Torpfeilern des Grundstückes Pfarrgartenstraße 91, 3. auf einem Pfeiler am Hause an der Ecke der Kirchengasse und der Michaelisstraße, 4. auf der Mauer des Grundstückes Mühlenberg 154 (2 Polster), 5. auf dem Dach des Seilerschen Hauses an der Ecke der Kirchstraße, 6. auf der Mauer des Hofes des Schlächtermeisters Diedloff (2 Polster und mehrere einzelne Pflanzen), Mühlenstraße 175.

Das Hauslaub, *Sempervivum tectorum*, wird in Werder Eiskraut, an einer Stelle auch „die Totenköpfe“ genannt. Die zweite Benennung stammt aus dem Posenschen. Man weiß in Werder noch, daß die Blätter der Pflanze, als Heilmittel für Quetsch- und Brandwunden benutzt wurden, hält sie ferner für einen Schmuck und glaubt vereinzelt noch an die glückbringende Kraft des Hauslaubs. Die Sage, wonach blühendes Hauslaub den baldigen Tod dessen verkündet, der es gepflanzt hat, ist hier nicht bekannt; vielleicht ist jedoch der Name Totenköpfe als Anklang an diese Sage anzusehen, die aber nicht immer der Tatsache entspricht, wie diese Aufzeichnungen selbst beweisen. Denn ich selbst habe beim Ausflug der Brandenburgia nach Dobrilugk auf der Heimfahrt in Sonnewalde Hauslaub gepflückt, das Kraut in Berlin eingepflanzt und 1912 das Blühen erlebt. O. Monke.

Heimat- und volkskundlich wäre es interessant zu verfolgen, wie weit die Sitte des künstlichen Verpflanzens von Hauslaub (Hauslauch) *Sempervivum tectorum* (Wendisch: Rozkornik) nach Süden hin sich erstreckt. In der Provinz Brandenburg ist die Pflanze nicht wild einheimisch sondern künstlich eingeführt, obwohl sie hier und da verwildert vorkommt. In den Dörfern bei Kissingen (Unter-Franken) fand ich *Sempervivum* genau wie bei uns verpflanzt, ebenso in Thüringen bei Eisenach (Villa Fritz Reuter) vielfach bei Jena (z. B. Burg-Rabis, Schloeben u. a.). Blühend ist die Pflanze bei uns nur selten zu sehen, mir ist es auf dem Balkon in Jahrzehnten nicht geglückt, auch nur eine einzige Blüte zu erzielen.

Sempervivum soboliferum Sims. ist dagegen in unserer Provinz hie und da wild, es wird auch wohl Hauslauch oder Hauslaub genannt und seltener auch auf Dächer und Mauern gepflanzt. Zwischen Oderberg i. M. und Angermünde machte mich der verstorbene Lehrer Lange, u. M., auf eine Bahnwärterbude aufmerksam, die mit S. s. förmlich überzogen war. S. s. ist nicht so beliebt, weil es fast kugelig und unansehnlicher wächst als S. t. Die Leute sagen S. s. „jungt“, d. h. trägt Junge, daher der Name „soboliferum“. Die jungen Triebe fallen leicht von den zarten Wurzeln ab und der Wind verbreitet sie alsdann mitunter. E. Fr.

Adler in der Mark. Im VII. Jahrgang No. 3. Juni 1898 dieser Zeitschrift berichtet Dr. Gust. Albrecht, daß das Vorkommen von Adlern in der Provinz Brandenburg selten ist und solche Vögel dann aus Rußland hierher verschlagen wären.

Es dürfte wohl angebracht sein, diese Angaben durch Beweismaterial zu entkräften.

Wenn auch der Raubvogelbestand in der Mark Brandenburg zweifellos stark abgenommen hat, so bietet noch heute die Mark mit ihren großen zusammenhängenden Forsten gerade Adlern manch sichere Horststätte. Als Horstvögel kommen daher in Betracht: 1. Der Schreiadler, *Aquila pomarina* Brehm, liebt vorzugsweise hier Rotbuchenwaldungen 2. Der Fischadler, *Pandion haliaëtus* L.; sein Bestand hat in den letzten Jahren stark abgenommen. Die Anlage von künstlichen Fischgewässern besiegeln seinen Untergang. Gerade an Karpfenteichen kann der Fischadler mühelos seiner Lieblingsnahrung nachgehen und dabei wird durch Abschluß und Fang mit dem Eisen dem Adler Abbruch getan. 3. Der Schlangeadler, *Circaëtus gallicus* Gm., sehr seltener Brutvogel, doch habe ich in einem Zeitraum von 25 Jahren zwei besetzte Horste in der Schorfheide gekannt.

Als Gäste, namentlich im Winter, erscheinen heute nicht einmal selten 1. Der Steinadler, *Aquila chrysaëtus* L. und 2. Der Seeadler, *Haliaëtus albicilla* L., letzterer hat seine Horststätten noch in Mecklenburg und Pommern. Die in der Albrecht'schen Arbeit angegebenen Maße (Flügelspannung) sind nicht richtig. Diese betragen beim Steinadler 185 bis höchstens 220 cm, im Schlußsatz wurde sogar von der Erbeutung eines Steinadlers von 3 m Flügelspannung gesprochen. Der Fischadler klafert nur 155 bis 165 cm und nicht 250 cm; auch dürfte die Erbeutung eines Fischadlers im Dezember (1897) zu den größten Seltenheiten gehören, da ja bekanntlich dieser Vogel lediglich nur auf Fischnahrung angewiesen ist, hierorts die Gewässer aber um diese Zeit meist zugefroren sind.

Eine größere Arbeit über die Raubvögel der Mark Brandenburg werde ich demnächst in dieser Zeitschrift veröffentlichen. Wilhelm Rüdiger.

Riesenwels. Im Sommer 1914 wurde im Plötzensee bei Berlin ein sehr großer Wels (*Silurus glanis*) gefangen und nach dem Aquarium des Zoologischen Gartens gebracht, woselbst er bis in den September hinein lebte. Das Tier maß 1,75 m in der Länge und wird für das Zool. Museum der K. Universität präpariert werden. Sind noch größere Welse aus unserer Gegend bekannt?

Dr. Marcus Elieser Bloch, ökon. Naturgesch. der Fische Deutschlands. Berlin 1783, Teil I. S. 312 erzählt: „Auch bei uns findet man sie von ansehnlicher Größe, wie denn ohnlängst im Stadtgraben hiesiger Residenz (d. i. Berlin) einer von siebenzig und ein anderer von vierundachtzig Pfunden gefangen wurde; und wie mir mein gelehrter Freund, der Herr Doktor und Hofrath Heim in Spandau gemeldet; so ist vor einigen Jahren aus einem der dortigen Seen ein Wels von hundertundzwanzig Pfunden ausgefischt worden“.

Früher war auch der der Stadt Berlin gehörige Schäfersee in Reinickendorf bekannt wegen seiner Riesenwelse. Von einem wurde behauptet, er

habe einen badenden kleinen Knaben beim Tauchen erwischt und ertränkt, was nicht unmöglich ist, wenn man vergleicht, was Bloch S. 311 berichtet: „Er ist neben dem Hausen der größte Fisch des süßen Wassers, so wie er auch unter allen den größten Kopf und einen so weiten Rachen hat, daß nach der Versicherung des Richters (Icht. p. 540) in einem, welchen man bei Limritz in Pommern fing, ein sechs- bis siebenjähriger Knabe ganz füglich hineinkriechen konnte; und wie Aldrovand (de Pisc. p. 658) erzählt; so soll ein Wels bei Preßburg einen badenden Knaben erhascht haben; denn als man ihn bald nachhero fing; so fand man bey ihm noch Theile desselben (Ruysch, Thes. anim. p. 102). Ich halte es indessen für wahrscheinlicher, daß dieser Knabe zuvor verunglückt, und nachdem er bereits todt gewesen, von ihm verschlungen worden“.

Nachdem der Magistrat von Berlin mit großen Kosten den Schäfersee hat aufbaggern und die vielen versunkenen uralten Baumstämme hat herausreißen lassen, sind damit die Schlupfwinkel für die großen Welse sehr beeinträchtigt worden.

E. Friedel.

Etwas von Verwandtschaft, Freundschaft und Geschlecht. Schade, daß unsere Gegenwart Familienzusammenhang gering pflegt, wodurch viele zurückliegende Bezeichnungen von Verwandtschaftsgraden in Vergessenheit gerieten.

Darunter befindet sich „Biele oder Büle“, dasselbe Wort wie das heutige Buhle, was ursprünglich nur ganz naher Verwandter bedeutete. Mittelhochdeutsch heißt's „buole“, mittelniederdeutsch „bole“, was für Bruder oder Bruderkind gebraucht ward. Im Anklang daran nennt der Volksmund die netten Bielen auch „nette Bollen“. In meiner Heimat versteht man unter Bielen, plattdeutsch Bülen, nur die Kinder von Schwesterseite, gleichwie man von „Geschwistern“, [b. d. Römern germani, d. s. vollbürtige Geschwister] spricht und damit männliche wie weibliche Sprossen inbegriffen meint. Unter „Geschwister“ können auch einige Brüder mitgemeint sein, nicht aber umgekehrt unter „Gebrüder“ etwa Mitschwestern.

Der Mutterbruder, seine Söhne und so weiter staffeln die Schwesterkinder in „Bielen“, „andere Bielen“ oder „Bieleken“ und in „andere Bielekenkinder“. Die Mutterbruderenkelkinder dürften heut wohl kaum noch mit den anderen Bielekenkindern Verwandtschaft, oder „Freundschaft“ halten. Die früheren, feinen Unterschiede zwischen Verwandtschaft und Freundschaft fingen erst nach dem vierten Gliede an und die „Freundschaft“ durfte nicht mehr an der Achsel liegen, nicht geküßt werden bei einer Familienbegrüßung. Hinter der Freundschaft rangiert dann das „Geschlechte“. Wie oft hört man bei Familienfesten auf dem Lande „der schlacht nach dem und dem“, dem „läßt es“ nach jenem „Geschlechte“, damit werden halbvergessene Verwandtschaftsgrade bezeichnet. War jemand „ungeschlacht“, so war er „familienfremd“ in Aussehn dem betreffenden Geschlechte unähnlich, kein Hinterlassener desselben.

Als Inbegriff der Stammesechtheit schafft deshalb, im Überschwang, die deutsche Heldensage die Geschwisterehe bei den Wälsungen, obgleich der Incest in Wirklichkeit undenkbar war. Aber zu Römerzeiten wurde

von den Germanen bei Vergeiselung der Verträge höchst ungern von dem Vertragsschließenden die Schwesterkinder als Geisel gewährt. Wahrscheinlich weil der Vater mit seinem eigenen Fleisch und Blut nach Belieben verfahren konnte, nicht aber mit Großvaters Fleisch und Blut, als solches sah man die Schwesterkinder an, und sie waren deswegen heilig. K. Wilke.

MX
2
Dahlem und Doal. Ein seltsamer Name, dessen Herkunft und Bedeutung nicht ohne weiteres klar liegen! „Im Dol“ heißt ein Straßenzug der Villenkolonie Dahlem. Der Deutungen dieses Namens gibt es mehrere: Vom Dohlenfang, der früher hier betrieben wurde, wollen ihn die einen ableiten, vom plattdeutschen Ausdruck „Doal“ für „Tal“ die anderen, und so ließ die Kommission zur Aufteilung der Kgl. Domäne Dahlem die im Volksmunde von jeher gebrauchte Bezeichnung für die hier bestehende Senkung im Terrain als Straßennamen fortleben. — Von den „Eingebornen“ wird das Wort mit „oa“ gesprochen, gerade wie man genau ebenso das Gewässer „Halensee“ und den altspandauischen Fischernamen „Mahnkopf“ eigentlich aussprechen muß, also das „a“ genau klingend wie in den englischen Wörtern „all“, „fall“. Auch der Dorfname Dahlem ist mit diesem zwischen a und o klingenden Mischlaut ursprünglich gesprochen worden. Die neuhochdeutsche Bevölkerung verwischt diese niederdeutsche Klangfarbe und setzt dafür nach Willkür entweder ein reines „a“ oder „o“.
E. Fr.

Nachträglich bemerkt u. M. Herr Prof. Dr. Max Roediger hierzu: „Es ist kaum zu bezweifeln, daß Dahlem soviel wie Dalaheim ist. Der Name, hochd. Talaheim, kommt reichlich vor. Also zu nnd. dal, hd. tal Tal. Dies Wort ist in der älteren Sprache sowohl Neutr. wie Masc., sodaß der Dahl einfach „das Tal“ wäre. Verwandt ist damit nnd. dal „nieder, herab.“ Sollte aber der Bezeichnung Dohl ursprünglich ein reines o zustehen, so wäre an dole, dol „Vertiefung, Graben“ zu erinnern, das mit Tal und Telle, Delle Dölle „Vertiefung“ verwandt ist.

Bergfelde im Kreise Niederbarnim. Eine Niederung südlich vom Dorfe am Wege, der von der Nordbahnstation Stolpe zur Kolonie Bergfelde führt, heißt im Volksmunde „die Treue“. Ein brückenähnliches Gebilde heißt die „Treubrücke“; ein Wirtshaus nennt sich „Zur Treue“, und auf Wegweisern in der Nähe findet sich die Aufschrift „Nach der Treue“. Über den Ursprung, sowie über die Bedeutung der Bezeichnung ist in Bergfelde nichts bekannt; die zugehörige Volkssage harret noch ihrer Entdeckung. Man weiß nur, daß der Name sehr alt ist.
O. Monke.

Bücherschau.

Ansichten Märkischer und Pommerscher Städte aus den Jahren 1710-15. Herausgegeben im Auftrage der Königlichen Bibliothek von Heinrich Meisner. Mit Vorwort von Harnack und Schwenke. Berlin 1913. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Preis 30,00 M.

Seit Merian seine berühmte Topographie „Electoratus Brandenburgici“ mit ihren schönen Stichen brandenburgischer Städte herausgegeben hat, ist

kein Werk erschienen, das sich an künstlerischer Bedeutung und geschichtlichem Werte mit jener großen Sammlung messen könnte. Nur in verborgenen Fächern der Kgl. Bibliothek schlummerte eine Sammlung von Zeichnungen, die ein halbes Jahrhundert später geschaffen waren und wie die Merianschen Zeichnungen einem größeren Werke beigegeben werden sollten. Es kam aus verschiedenen Gründen nicht dazu; die Zeichnungen blieben in ihrer Gesamtheit der Öffentlichkeit entzogen oder wurden gelegentlich nur vereinzelt publiziert. Das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers gab der Generalverwaltung der Königlichen Bibliothek Gelegenheit, diese geschichtlich bedeutende Bildersammlung herauszugeben und von Dr. Heinrich Meisner mit einleitenden Bemerkungen versehen zu lassen. Das Vorwort von den Direktoren Harnack und Schwenke stellt die Beziehungen der Städtebilder zu den Hohenzollern her, während der Verlag bestrebt war, diese wissenschaftliche Festgabe in einer außerordentlich würdigen Weise herzustellen. Auf 89 Tafeln sind in treuem Facsimiledruck die Städte Brandenburgs und Pommerns dargestellt, wie sie sich dem Zeichner Anfang des 18. Jahrhunderts zeigten.

Der Zeichner Daniel Petzold, geboren 1686 in Görlitz und ausgebildet von dem scharfsinnigen Bautheoretiker Bernhard Christoph Sturm, der eine zeitlang an unserer brandenburgischen Universität Frankfurt den Lehrstuhl für Mathematik innehatte und in ehrlichem Eifer für eine deutschnationale Baukunst eintrat, hatte die Zeichnungen für das große Werk von Joh. Chr. Bekmann gearbeitet, der sie aber aus irgend einem Grunde nicht in die Hand bekam und darüber 1717 gestorben ist. Die Zeichnungen gelangten später in die Kgl. Bibliothek und von hier zeitweilig in die Hände des verstorbenen Oberbaurats Adler, der indessen wenig von ihnen veröffentlicht hatte. Literarisch waren die Petzoldschen Zeichnungen also genügend bekannt, sie in ihrer Gesamtheit zu veröffentlichen, gedachte keiner, obwohl die Herausgabe bei der wachsenden Beschäftigung mit der brandenburgischen Städtegeschichte eigentlich nahe genug lag. Das ist um so befremdlicher, als sie für die Geschichte der Kunst und besonders für die Topographie der Städte Brandenburgs und Pommerns eine wertvolle Quelle sind. Die Wichtigkeit solcher Darstellungen beweist die Tatsache, daß selten eine brandenburgische Stadtgeschichte erscheint, ohne die, im einzelnen häufig anfechtbaren Merianschen Kupfer zu benutzen. In den Petzold'schen Zeichnungen liegt eine Ergänzung des Merianschen Sammelwerkes vor, das zwei Menschenalter später erstand, aber mindestens gleichen geschichtlichen und künstlerisch überlegeneren Wert hat. Der Kgl. Bibliothek und besonders dem opferwilligen Verleger ist es zu danken, daß jetzt die Zeichnungen der Öffentlichkeit dargeboten sind und zugleich einen Blick tun lassen in die künstlerische Bewegung ihrer Zeit. Trotz der etwas einseitigen Arbeitsmanier sind einzelne Blätter von kunstgeschichtlichem Wert.

Kultur-, Orts- und Kunsthistoriker finden hier einen reichen Stoff für ihre Arbeitsgebiete. Indessen fällt auch manches noch für Volks- und Landeskunde ab. Nur wenige Beispiele sollen die Wichtigkeit für die Wissenschaft belegen. Auf Tafel 1 findet sich das umfangreiche Schloß des ersten Preußenkönigs in Altlandsberg, das in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch

eine Feuersbrunst vernichtet worden ist. Wir kennen den Bau nur unvollkommen aus unzuverlässigen Zeichnungen und Nachrichten; nach der genauen Petzoldschen Zeichnung aber erinnert er in der Anlage und den Einzelheiten so stark an Schloß Schwedt, daß man in Rütger von Langerveldt den Erbauer vermuten möchte. Nach dem Bilde der Stadt Bernau wurde noch zu Petzold's Zeit bei der Stadt ganz erheblich Weinbau getrieben, was vielleicht selbst den Lokalhistorikern nicht bekannt sein dürfte. Bei der Oberkirche in Frankfurt ersieht man mit Überraschung, daß die beiden Westtürme durch eine Galerie verbunden sind, die man sonst nur aus dem südlichen, ehemals sächsischen Gebiete kennt. Von der Klosterkirche in Gramzow ist fast das ganze Schiff noch vorhanden und gestattet eine anschauliche Vorstellung über die Gestalt dieses jetzt bis auf eine Chorwand verschwundenen Baues. In gleicher Weise ist die Abbildung des gotischen Klosters in Marienwalde ein wertvolles Zeugnis über dieses Bauwerk. Bei Oderberg findet man in dem Strom zwei merkwürdige Gerüste, die man nur als Reusenständer ansehen kann, und die m. W. in Brandenburg sonst nicht nachgewiesen sind. Der „Bärenkasten“ bei Oderberg, heute nur ein unklarer Trümmerhaufen, ist in Petzolds Zeichnung uns in seiner ehemaligen Gestalt und Größe erhalten. Von Oranienburg ist zwar ein altes Bild bekannt; doch ergänzt unser Zeichner dieses durch eine größere Klarheit. Das gleiche läßt sich von Peitz sagen, dessen Bild auch sonst noch interessante Einzelheiten zeigt. Der Kietz bei Wriezen läßt deutlich die kurze Straßenform erkennen, die sich bei dieser ehemaligen Wendensiedlung hart am Flusse entlangzieht. Daß bei Zielenzig ein Burgwall dicht am Orte liegt — übrigens kein Rundwall! — scheint nur durch Petzolds Zeichnung überliefert zu sein.

Nur wenige Proben konnten darlegen, wie stark das Interesse der märkischen Forschung durch die Herausgabe in Anspruch genommen wird. Der Verlag ist bereit, falls sich mindestens fünf Besteller finden, das schöne Werk zu einem bedeutend ermäßigten Preise abzugeben.

Robert Mielke.

Josef Jelinek: **Kuli-Kurt**. Berliner Künstler-Roman. Charlottenburg, Paul Baumann Verlag 1914. — Der Verfasser, bekannt u. a. durch seinen Roman aus der Berliner Theater- und Journalistenwelt „Kunstkaufleute“, behandelt mit erstaunlicher Sach- und Fachkenntnis die Schicksale eines Berliner Schriftstellers, der sich vergebens durch das Elend und die Gemeinheit, welche den „Helden der Feder“ nur zu oft unterdrücken, hindurchzuringen versucht. Seine junge Frau, eine liebenswürdige sympathische Erscheinung unterstützt ihn nach Kräften. Umsonst, überall zurückgesetzt, ausgebeutet und betrogen, vermag er sich dem fortgesetzten Kampfe um das bloße Dasein auf die Dauer nicht gewachsen zu zeigen. Er kränkelt, versucht sich aufzuraffen, auf die Dauer wird das unmöglich und so schließt die Erzählung des jungen vielversprechenden Autors mit dem einen Wort, das sich uns schon in den letzten Kapiteln vorahnungsvoll aufdrängte: Tot!

Die Schilderungen sind so ergreifend und psychologisch so überzeugend entwickelt, daß sie uns an die besten Arbeiten von Emil Zola lebhaft erinnern.

Der Hintergrund ist vielfach örtlich wie persönlich bedeutsam und in das Leben des „Kuli“ Kurt Schomburg hineingreifend. Der Verfasser ist nicht umsonst Schriftführer der Gesellschaft zur Erhaltung des Lessing-Museums und des Nicolai-Hauses, Brüderstraße 13, das wiederholt erwähnt wird, ebenso wie manche geweihte Stätte in Thüringen: Weimar, Jena, Erfurt, Eisenach und Ilmenau. Ein Spiegelbild unserer Zeit, wenn auch kein schönes, aber von plastischer Wirklichkeitstreue. Ein Spiegelbild aus den sogenannten gebildeten und literarischen Kreisen Groß-Berlins, herb, sehr herb, aber leider wahr. Niemand wird das Buch ohne eine tiefgehende Erschütterung fortlegen. So etwas ist bei uns noch heutzutage möglich? Ach ja, leider gar nicht so selten.

E. Fr.

Berliner Kalender 1915. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Redaktion: Prof. Dr. Georg Voss. Zeichnungen: Hans Windloff.

Dieser neue Jahrgang schließt sich den früheren Kalendern ebenbürtig an und wird allen Lesern Freude bereiten. Der Weltkrieg wird eingehend von Frobenius bis Anfang September 1914 in der Einleitung geschildert. Andere Beiträge wertvoller Art sind vom Herausgeber: „Künstlerisches aus dem alten Berlin.“ — „Paul Heyse und der Kreis des Dichters E. T. A. Hoffmann“ wird von Fr. Holtze, der bekannte Schloßdiebstahl (Runck und Stieff) i. J. 1713 von P. Kunzendorf und der Besuch der Russischen Kaiserin in Berlin im Januar 1814 von Oskar Suda behandelt. Dies genüge als eine Auswahl aus dem reichhaltigen Text des durch photographische Aufnahmen von Dr. F. Stoedtner angenehm unterbrochen wird. Wir wünschen auch diesem Kalender die weiteste Verbreitung.

— d —

Groß-Berliner Kalender. Illustriertes Jahrbuch 1915. Herausgegeben von E. Friedel Verlag von Karl Sigismund. Berlin SW. Preis 2,00 M.

Ein Berliner Familienbuch im besten Sinne, nicht nur für Groß Berlins Gemeinde, auch für den weiten Kreis der Heimatfreunde. Allgemach bürgert es sich ein, nun es zum dritten Mal erschienen. Das reichhaltige Inhaltsverzeichnis umfaßt wiederum Namen von Klang, die dem Ruf des Herausgebers willig gefolgt sind und in Liebe zu Berlin und zur Mark sich hier in vorbildlichen Leistungen vereinen. Ein buntes Mosaik von Beiträgen aus allen möglichen Gebieten, Berliner Volkstum, soziales Leben, Kunst und Wissenschaft breitet sich vor uns aus. Wilhelm Thieles Griffel hat ihm darstellenden Ausdruck geliehen und Meister Brendicke für äußere Form gesorgt. Auch dem Ernst der Stunde wird unser Buch gerecht. Die Kriegschronik zeichnet die bisherigen Geschehnisse auf, und in fiammenden Worten wird uns klar, wie Berlin berufen ist, an der Spitze jener gewaltigen Erhebung zu stehen, die in heldischer Kampffreude und opfermütiger Entsagung unser Volk Großem entgegenführen will. In dem Sinne ist unser G.B.K. als Zeitdokument mit von Belang. Um dem Sinnfälligen, dem Bilderschmuck kurze Worte zu leihen, so hat Thiele in der gebotenen Motivfülle reizvolle Auswahl gehalten. Neben dem Geschichtlichen klingen traut und stimmungsvoll

an Bilder, wie Märchenbrunnen, Spittelmarkt und — Totenfest. Gerade letzteres Motiv entspricht so recht unserem Empfinden; denn es lenkt unsere Gedanken hin zu den treuen Toten, die für des Vaterlandes Größe gefallen. Von Einzelheiten darf ich weiter nichts hervorheben, dazu möchte es an Raum gebrechen; ebenso versage ich mir hier wohlfeile Wünsche zu äußern. Es bedarf ja auch keines Vorbehaltes für unseres Kalenders Würdigung. Und darin werden mit mir eines Sinnes sein alle, die einen Vorzug bei aller Betonung seines wissenschaftlichen Hintergrundes in seiner echt altertümlichen Gestaltung erblicken.

Chr. V.

„Aus der Heimat“, herausgegeben von Rudolf Schmidt in Eberswalde. Nr. 145 vom 15. 12. 1913 enthält u. a. eine Abhandlung über „Märkische Apotheken“ von R. Schmidt, Geschichtliches über Oderberg, einen Bericht über R. Schmidts Brandenburgia-Vortrag „Von Märkischen Mühlen und Müllern“, eine historische Erzählung „Aus den letzten Tagen von Chorin“ (M. Collin), Mitteilungen über die ersten 10 Oberpfarrer von St. Marie-Magdalenen in Eberswalde (R. Schmidt) und kleinere Notizen, z. B. über Prenzlauer Brandbriefe aus dem Jahre 1616, sowie zwei uckermärkische Wiegenlieder.

O. Monke.

Fragekasten.

R. S. Über die Kirche zu Riedebeck ist uns folgende Literatur bekannt: Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, Seite 638; Brandenburgia, Monatsblatt der Ges. für Heimatkunde, V. 205 und 226, VIII. 370, XIV. 142, XX. 39; Frankfurter Oderzeitung, 1905, Nr. 235 vom 6. 10. 05 (Märkische Blätter); Luckauer Kreisblatt 1905, Nr. 119 vom 10. 10. 05, Seite 2; Monatsblätter für den Touristenklub der Provinz Brandenburg 1900, Seite 118, 1913 Seite 126; Heimatkalender für den Kreis Luckau 1912 Seite 77; Jahrbücher der Preußischen Kunstsammlungen XV. Bd. 1894, S. 266/67 ein Aufsatz von G. Voß; Luckauer Kreiszeitung Nr. 171 vom 24. 7. 13, Seite 2.

Vereinsnachrichten.

Unser I. Schriftwart Herr Professor Dr. Zache ist, wie den meisten unserer Mitglieder und Leser bekannt, als Hauptmann d. L. nach Lüttich zum militärischen Eisenbahndienst einberufen und alsdann in einem Gefecht an der holländischen Grenze leider zweimal am Bein verwundet worden. In dem Englischen Krankenhause zu Antwerpen anfänglich wohl gepflegt, hält er sich gegenwärtig zur vollständigen Heilung in Wiesbaden auf. Wir wünschen unserm hochverdienten Vorstandsmitgliede eine baldige völlige Genesung. In Vertretung hat Herr Dr. Kiekebusch, II. Schriftwart, die Redaktionsgeschäfte übernommen.

Für den Vorstand: E. Friedel.

Für die Redaktion: i. V. Dr. A. Kiekebusch, Berlin, Märkisches Museum. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.